

MARA ERLBACH
Die Gabe des Winters

Mara Erlbach

Die Gabe des Winters

Roman

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2019 by Blanvalet Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung und -illustration: Max Meinzold, München

LH · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI Media GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-6193-3

www.blanvalet.de

Für Garlef

Glücklich ist derjenige, dessen Gedanken,
Worte und Taten sich in Übereinstimmung befinden.

Mahatma Gandhi

Personenregister

CARUZO	Magier von Lord Tarik
ENIA	Gemahlin von Wim, Mutter von Justor und Nuria
JUSTOR	Sohn von Wim und Enia, Bruder von Nuria
KATREY	Kammerzofe von Lady Miriam
LADY MIRIAM	Herrscherin über Area
LORD TARIK	Herrscher über Area
NURIA	Tochter von Wim und Enia, Schwester von Justor
TUULI	Gemahlin von Justor, Freundin von Nuria
WIM	Dorfvogt von Pago, Gemahl von Enia, Vater von Justor und Nuria

Prolog

Wim spürte die Kälte nicht. Dabei war es im Inneren der Hütte gerade warm genug, um nicht zu zittern. Einige der Ritzen zwischen den ungeraden Brettern waren notdürftig mit Lumpen verstopft. Nicht alle. Scharf piff der Wind hindurch und brachte die Flammen der Kerzen immer wieder zum Flackern. Seit nunmehr zwei Tagen wütete ein Sturm. Seit einem Sommer der Große Schnee.

Der Dorfvogt atmete tief durch, um sich zu wappnen, dann blickte er hoch in die gezeichneten Mienen der Männer. Sie hatten sich hier zusammengefunden, um über einen Ausweg aus ihrer todbringenden Lage zu sprechen – wenn es denn überhaupt einen Ausweg gab. Wim begann mit dem Schlimmsten.

»Heute sind wir erneut zweier Magien verlustig gegangen«, verkündete er schweren Herzens und beendete somit das Schweigen.

»Wer?«, fragte Falcus, der größte und stärkste Mann Pagos.

»Rys und Avriel sind im Wald den Gefolgsleuten des Lords in die Hände gefallen.«

Das Entsetzen stand allen, die es noch nicht gehört hatten, ins Gesicht geschrieben. Jeder wusste, was das bedeutete. Man würde die beiden Männer nach Griseo verschleppen, aber nicht töten. Bald kämen sie zurück. Jedoch ohne ihre Magien!

»Verdammt«, fluchte einer der Anwesenden.

»Das heißt, kein Feuer mehr und keine Visionen«, fasste eine Stimme hinter Wim den schweren Verlust zusammen.

»Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis es uns und unsere Gaben ebenso trifft. Bis niemand mit Magie in ganz Area mehr übrig ist«, stellte Falcus das Offensichtliche fest.

»Damit ist zu rechnen. Doch selbst dann muss es irgendwie weitergehen – auch ohne unsere Kräfte.« Wim sprach aus, wovor jeder Angst hatte. »Wir werden uns eben umstellen müssen.«

Ein Mann namens Lazlo beugte sich vor in das Licht der Kerzen. Seine Augen glänzten golden im Schein des Feuers. »Du sagst das, als wäre es so leicht. Für mich aber sind die Erinnerungen an die alten Tage wie eine Wunde, die noch blutet. Ich kann sie nicht einfach verbinden und so tun, als wäre das Fleisch nicht immer noch offen.«

Wim verstand das Sinnbild. Es ging vielen wie Laszlo. Sie waren wie gelähmt. »Wir müssen aber vorwärtsblicken, wenn wir überleben wollen. Nur dann gibt es Hoffnung. Jedes Zögern kostet wertvolle Zeit. Reißt euch zusammen, dann können wir es schaffen, das Leben in Pago neu zu gestalten.« Keiner sagte etwas darauf. Es wurde von Tag zu Tag schwerer, der Verzweiflung mit Zuversicht zu begegnen. Dennoch sah der Dorfvogt es als seine Pflicht, nicht den Mut zu verlieren. Oder es zumindest nicht zu zeigen. Tief in seinem Innern aber war auch er oft starr vor Schreck. Alles hatte sich verändert. Wo sich vor wenigen Monaten noch die blühenden Kornfelder und Obstgärten Pagos befunden hatten, wuchs nun nichts mehr außer den Schneemassen. Vorbei waren die Tage, da sie Magien verschwenderisch angewandt hatten, um eine süße Leichtigkeit zu erschaffen. Musik, Blumen, reich gedeckte Tische – all das gab es nicht mehr. Ebenso waren die nützlichen Gaben verschwunden. Keiner vermochte es mehr, Holz mit Blicken zu spalten oder Wasser mit einem bloßen Fingerzeig zu erhitzen. Für Aufgaben wie diese mussten die Menschen jetzt neue Methoden entwickeln, die sich oft mühsam gestalteten.

Die Tür der Hütte wurde plötzlich geöffnet. Eine der Frauen Pagos kam herein. Sie brachte einen schneidend kalten Windstoß mit sich und unzählige weiße Flocken, die über den Boden tanzten. Auf ihren Armen trug sie einen Stapel zerschlissener Decken. Wortlos verteilte sie diese an die frierenden Männer.

Wim verzichtete darauf, damit ein anderer sich wärmen konnte. Stattdessen rieb er sich die kalten, rissigen Hände. Eine Berührung an der Schulter ließ ihn aufblicken. Es war Justor, sein Sohn, der sich jetzt neben ihn setzte. »Sie ist endlich eingeschlafen«, raunte er ihm zu. Er klang erleichtert.

Wim sah zum Wandbett, einer Nische mit zwei Luken, von denen eine offen stand und ein paar von Nurias braunen Haarsträhnen zeigte. Der quälende Hunger hielt seine zehnjährige Tochter oft stundenlang wach und ließ sie unruhig träumen. Hoffentlich schlief sie lange bis in den nächsten Tag hinein. Denn erst, wenn die Sucher aus dem Wald zurückkämen, nach stundenlangem Stapfen durch den Schnee und dem Freilegen alter Fundstellen, würde es vielleicht etwas zu essen geben.

Den Männern in der Hütte schien es allmählich etwas wärmer zu werden. Sie atmeten nun ruhiger, wie die Wölkchen vor ihren Mündern zeigten. Das ins Stocken geratene Gespräch lebte wieder auf.

»Es kommen weitere Schwierigkeiten auf uns zu, Wim«, äußerte jemand von außerhalb des Kerzenscheins seine Bedenken. »Die Dächer unserer Hütten halten den Schneemassen nicht länger stand. Viele Latten haben bereits Risse.«

»Wir werden sie verstärken, sobald das Wetter sich bessert.«

»Dazu müssten wir Bäume fällen, wie du weißt. Und das ohne Magie.«

Wim nickte, um das Problem wissend. »Ich habe bereits veranlasst, dass entsprechende Werkzeuge angefertigt werden. Bald können wir damit arbeiten.«

»Und wenn sich jemand dabei verletzt? Was dann? Es gibt niemanden mehr, der sich aufs Heilen versteht. Es ist es ein großes Wagnis. Du weißt, was mit Less geschehen ist ...«

Wims Herz wurde schwer, als er an den jungen Mann dachte, der das Leben eigentlich noch vor sich gehabt hatte. Bei dem Versuch, Eier aus einem Vogelnest zu holen, war er kürzlich aus einem hohen Baum gestürzt. Beide Beine und beide Arme hatte er sich gebrochen. Qualvoll war er an den offenen Wunden zugrunde gegangen. Wims Fäuste ballten sich. In ihm brandete nun wieder jene unbändige Wut auf. Wie viel mussten die Menschen Areas noch ertragen?

Zornig presste er hervor: »Es bleibt uns keine Wahl. Wir stehen vor einem neuen Leben – ob es uns gefällt oder nicht. Wir müssen uns daran gewöhnen. Jedenfalls so lange, bis Lord Tarik endlich ein Einsehen hat.« Nach diesen Worten spuckte er vor sich aus.

»Was hast du vor, Vater?«, fragte Justor skeptisch.

Der Dorfvogt stand auf. Entschlossen verkündete er den Menschen, für die er sich verantwortlich fühlte: »Wir gehen erneut zur Burg. Ein letztes Mal.«

Justor schüttelte den Kopf. »Das ist Wahnsinn. Hat es nicht schon genug erfolglose Versuche gegeben? Was erhoffst du dir noch?«

»Antworten! Lord Tarik kann unmöglich wollen, dass all seine Untergebenen nach und nach sterben.«

»Und wenn doch?«, warf sein Sohn ein.

Wim besah das Gesicht des Fünfzehnjährigen, der auf der Schwelle zum Erwachsenwerden stand. Erst seit Kurzem war es ihm erlaubt, des Nachts bei den Männern zu sitzen und die Gespräche über Magien zu hören, von denen Kinder ausgeschlossen waren. Früher wäre das die Zeit gewesen, in der er selbst seine Gabe entwickelt hätte.

»Vater, sein Zorn über unser unaufhörliches Erscheinen wächst von Mal zu Mal. Die Warnungen waren mehr als deutlich. Was ist, wenn Lord Tariks Nachsehen irgendwann ein Ende hat?«

»Nein. Das Gute steckt noch in ihm, Justor. Es ist bloß die Verzweiflung, die ihn blind macht und so handeln lässt. Lady Miriams Zustand ...«

»Das glaube ich nicht«, unterbrach Justor ihn barsch. »Er hat sich verändert. Sein Herz ist kalt geworden. Kalt wie der Schnee, den er uns geschickt hat. Wäre es so, wie du sagst, warum hätte er uns dann die Magien genommen? Welchen Sinn macht das, außer uns zu quälen?«

»Um das herauszufinden, müssen wir zu ihm gehen. Nur noch dieses eine Mal. Ich glaube fest daran: Im Angesicht seiner treuen Untertanen wird Lord Tarik sehen und verstehen, dass auch unser Leid Lady Miriams Erkrankung nicht von ihr nehmen wird.«

»Du bist verblendet, Vater. Deine Treuherzigkeit wird uns noch den Kopf kosten«, donnerte Justor jetzt.

»Sprich gefälligt nicht so mit deinem alten Herrn«, maßregelte Falcus ihn.

Justor funkelte den Hünen wütend an. »Ich bin kein Kind mehr.« Dann verschwand er in der Dunkelheit der Hütte.

Falcus wollte schon aufspringen, da hielt Wim ihn davon ab. »Nicht ...« Er ließ den Jungen gewähren, schließlich durchlitt er gerade eine sehr schwere Zeit. Seit Tagen war Enia, seine Mutter und eine Sucherin, verschwunden. Alle in Pago hielten nach ihr Ausschau, aber der anhaltende Schneesturm ließ jede Hoffnung, sie noch lebend zu finden, von Tag zu Tag schwinden. Wim versuchte seine wahren Gefühle vor seinen beiden Kindern zu verbergen, doch unter dieser Schutzschicht drohte er wahnsinnig zu werden vor Angst um sein geliebtes Weib.

»Wann brechen wir auf, Dorfvogt?«, begehrte eine Stimme jetzt zu wissen.

»Sofort. Und diesmal werden wir so lange vor Burg Griseo verharren, bis er uns endlich anhört.« Wim erhob sich. »Packt alles zusammen, was ihr für den Weg braucht. Wir treffen uns in der großen Halle.«

Wenig später waren die fünf Auserwählten zum Aufbruch gerüstet – unter ihnen auch Justor. Alle übrigen Männer und Frauen hatten sich um sie versammelt. Man wünschte den Mutigen Glück, die das Schicksal des Dorfes hoffentlich zu wenden vermochten.

Justor hielt das Pferd mit den Opfertagen für Lord Tarik am Strick. Noch ein letztes Mal überprüfte er die Seile.

»Bist du bereit, Sohn?«, rief Wim ihm zu.

»Ja, Vater.« Der Junge hatte sich sichtlich beruhigt.

Die schwere Flügeltür wurde weit geöffnet. Wim trat als Erster hinaus in den Sturm und versank sogleich bis zu den Knien im Schnee. Eiskalte Flocken, vom Wind getrieben, peitschten ihm erbarmungslos ins Gesicht. Sie fühlten sich an wie tausend kleine Stiche. Unnachgiebig heulte der Wind in seinen Ohren. Die anderen folgten ihm auf dem Weg aus dem Dorf hinaus.

Der Saum von Wims Mantel war bereits zur Hälfte gefroren, da ließen er und seine Männer den Nadelwald hinter sich. Ebenso den Mischwald. Danach den Laubwald.

Wim kämpfte sich unerbittlich vorwärts. Immer wieder schlug er die Enden von schneebedeckten Zweigen aus dem Weg. Dabei blieb ihm eines nicht verborgen: Die Äste waren nicht kahl wie in einem gewöhnlichen Winter. An ihrem Gehölz hingen dicht an dicht grüne Blätter, die sich durch die Kälte eingerollt hatten. Ein untrügliches Zeichen, dass der Schnee in Wahrheit auf unnatürliche Art und Weise hervorgerufen wurde. Darunter verborgen befand sich die Natur derzeit im Sommer.

Die Dämmerung hatte schon eingesetzt, als sie ihren letzten Anstieg begannen. Niemand sprach mehr ein Wort. Alle waren

am Ende ihrer Kräfte. Wims Hände und Füße schmerzten schon lange nicht mehr, sie waren jetzt gänzlich taub. Auf der Kuppe angekommen, blieben die fünf stehen und rangen nach Atem. Vor ihnen lag Griseo.

»Seht«, rief Falcus gegen den Sturm an. »Wir haben es bald geschafft.«

Wim schirmte die Augen mit den Händen ab. Die Burg thronte auf einem Felsen, von dem sie jeden Zentimeter einnahm. Nach allen Seiten hin fiel der Berg steil ab in eine tiefe Schlucht. Nur über eine steinerne Brücke, deren einziger Pfeiler auf einem zweiten Felsen ruhte, gelangte man in den Mauerring, der alles umschloss. Griseos einstiger Glanz war verschwunden. Nichts erinnerte mehr an den Tag, da Wim zum letzten Mal hier gewesen war – der Sommerthing, jene große Versammlung, an der Gericht gesprochen und Eide erneuert wurden. Alle Dorf- vögte des Landes hatten sich zum Festmahl hier eingefunden. Vom Bergfried aus waren Fanfaren aus zig Trompeten ertönt. Die Brücke und die Türme waren mit Blumenranken geschmückt gewesen, und des Nachts hatten Feuerballons den sternenklaren Himmel erhellt. Dann aber, das Fest neigte sich schon fast dem Ende zu, geriet die Ordnung Areas durcheinander. Die Musik hörte auf zu spielen. Man verkündete, Lady Miriam sei plötzlich erkrankt. Abrupt wurden die Feierlichkeiten beendet. Alle mussten die Burg verlassen. Noch während Wim seine Heimreise antrat, begann es auf wundersame Weise zu schneien ... Er schüttelte die Erinnerungen ab wie Flocken von seinen Schultern.

Die fünf Männer aus Pago begannen hintereinander den Abstieg. Auf der steinernen Brücke angekommen, fegte der Sturm mit einer solchen Kraft, dass er einen Mann in die Schlucht hätte schleudern können. In gebeugter Haltung, um den Böen keine Angriffsfläche zu bieten, hielten sie auf das mächtige Tor zu.

Justor ging am Schluss. Er hielt sich dicht am Körper des Pferdes, um sich vor dem Wind zu schützen, als er plötzlich etwas an seiner Schulter spürte. Sein Blick erfasste einen der beiden Säcke mit den Opfergaben, die rechts und links über den Pferderücken hingen. Etwas hatte sich darin bewegt. Er riss die Öffnung auf und blickte in das Gesicht seiner Schwester.

»Verdammt. Was machst du hier, Nuria?«, grollte er so leise, dass es kein anderer hören konnte.

»Ich wollte nicht ohne dich im Dorf zurückbleiben.«

Justor schloss kurz die Augen. Seine Schwester war einfach nicht zu bändigen. Ständig tat sie, was sie wollte. Was sollte er jetzt mit ihr machen? Seine Angst, dass Nuria etwas zustieß, war um einiges größer als die Angst vor Lord Tarik.

»Sag bitte nichts zu Vater. Ich bin auch ganz still.« Flehend sah sie ihren großen Bruder an.

»In Ordnung. Aber du bleibst in dem Sack – egal, was passiert. Versprich mir das.«

Das Mädchen nickte und schlüpfte zurück in sein Versteck – jedenfalls so weit, bis nur noch die Augen herauslugten.

Endlich stand Wim mit seinen Männern vor dem Ziel seines Weges, dem Eingangsportal der Burg. Ein Fallgitter mit armdicken Eisenstäben und ein massives Holztor versperrten ihm den Zugang. Der Anblick bewirkte, dass er sich klein und unbedeutend fühlte. Um seine wahren Empfindungen zu verbergen, verlieh er seinen Worten besonders viel Stärke: »Vergesst nicht, wir werden nicht gehen, bevor man uns angehört hat. Diesmal wird Lord Tarik ein Einsehen haben. Ich spüre es.«

Falcus nickte entschlossen. Breitbeinig stellte er sich auf. Dann ließ er seine große Faust durch das Fallgitter hindurch mehrmals gegen das Holz donnern. Jedes seiner Worte schallte laut und tief durch die Luft. »Lord Tarik!« Die Schlucht um

Griseo verstärkte seine Stimme noch. »Kommt heraus und hört unser Ansinnen!«

Wims Herz schlug ihm bis zum Hals. Eine Weile geschah nichts. »Noch mal!«, verlangte er.

Erneut hämmerte Falcus gegen das massive Holz und rief: »Lord Tarik! Öffnet das Tor. Euer Volk braucht Euren Schutz.«

Wieder warteten sie vergeblich. Wim sah hoch zum Mauer- gang. Keine Wachen waren zu sehen. Die Burg wirkte verlassen.

Gerade als Falcus im Begriff war, die Faust ein drittes Mal zu heben, begann das Fallgitter zu quietschen.

»Man hat uns bemerkt«, sagte Wim.

Alle traten einige Schritte zurück.

Schwerfällig spannten sich die armdicken Ketten an den Sei- ten und zogen das Gitter nach oben. Danach kamen die eisen- beschlagenen Flügeltüren langsam in Bewegung. Stück für Stück gaben sie den Blick frei auf das, was sich dahinter verbarg.

Die Gesichtslosen, wie die Getreuen des Lords wegen ihrer übergroßen Kapuzen genannt wurden, hatten sich nebeneinan- der aufgereiht und ihre Schwerter gezogen. Sie flankierten ihren Herrn, Lord Tarik. In eine pechscharze Rüstung gehüllt, saß er auf seinem Pferd Monrak. Der Hengst scharrte beinahe wütend mit einem Huf. Der Blick des Herrschers hätte nicht grimmiger ausfallen können. Er stierte die Männer an, als wären sie Ein- dringlinge, und bleckte dabei die Zähne.

»Was wollt ihr hier?«, grollte er, sodass Wim eine Gänsehaut überlief. Die Stimme des Lords schien aus mehr als nur einem Mund zu kommen, sie wurde begleitet von einem dämonischen Echo. Auf grausige Weise übertönte sie mit Leichtigkeit das To- sen des Sturms.

Wim erschrak zutiefst. Und er spürte, dass es seinen Freunden ebenso erging. Eine ganze Weile schon hatte er seinen Herrn nicht mehr gesehen. Was war in der Zwischenzeit mit ihm

geschehen? Lord Tarik hatte nahezu alles Menschliche verloren. Mehr wie ein tollwütiges Tier kam er ihm vor.

»Herr ...«, begann Wim, indem er gegen den Wind anrief. Er legte die Handflächen als Geste des Friedens auf sein Herz. »Hört uns bitte an. Wir sind in großer Not.«

»Ich habe euch befohlen, die Burg zu meiden.«

»So sehr wir Euch auch gehorchen wollen, es ist uns unmöglich. Pagos Menschen droht der Tod. Bitte helft uns, wie Ihr es in früheren Zeiten stets getan habt.«

»Diese Zeiten sind vorbei. Verschwindet von hier. Es ist mir gleich, welche Nöte ihr leidet.«

Wim spürte Verzweiflung in seinem Innern aufsteigen. Er konnte nicht noch einmal mit leeren Händen nach Pago zurückkehren. Augenblicklich legte er jeden noch verbliebenen Stolz ab und faltete die Hände wie zum Gebet. »Bitte, mein Lord. Wir haben Euch beim letzten Thing den Eid wiederholt geschworen. Mein Wort gilt noch immer. Ich bin Euch treu ergeben. Aber ...«

»Dann tu gefälligst, was dein Herr dir befiehlt. Kehre sofort um in den Wald zu deinem Dorf.«

»Was ist mit Eurem Wort? Auch Ihr gabt uns damals ein Versprechen.«

»So?« Es klang wie Spott, als hätte der Lord seine Schwüre niemals ernst gemeint. »Dann nehme ich mein Wort hiermit zurück.«

»Was? Aber ...«

»Von nun an werde ich nie wieder einem Thing beiwohnen. Er ist überflüssig geworden. Ebenso wie die Magien im Land. Ihr habt nichts mehr von mir zu erwarten«, sprach er kalt.

»Das könnt Ihr nicht tun!« Falcus' Stimme war von Aussichtslosigkeit gezeichnet. Er stolperte vor. »Beendet wenigstens den Winter, damit wir wieder Korn anbauen können.«

Lord Tarik legte den Kopf schief, als er sich ihm zuwandte. »Willst du mir etwa sagen, was ich zu tun und zu lassen habe?«

»Unsere Frauen und Kinder hungern und frieren«, erwiderte Falcus. »Wie könnt Ihr zulassen, dass das geschieht, wo Euer eigenes Herz doch gerade ähnliche Qualen leidet.«

Wim sah ihn ruckartig von der Seite aus an. Das, was er im Begriff war zu tun, war gefährlich. »Nicht, Falcus!«

»Nur zu. Sprich es schon aus«, lockte der Lord ihn geradezu. »Gib mir einen Grund, dich zu richten.«

Wim erkannte die drohende Gefahr, denn sein Blick fiel nun auf die Hände des Lords. Er hielt die Zügel seines Pferdes so fest, dass die Knöchel weiß hervortraten. »Falcus, schweig jetzt!«, versuchte Wim seinen Freund erneut aufzuhalten. Lady Miriam zu erwähnen war ebenso verboten wie das Sprechen über die vergangenen Magien. Lord Tarik hatte es durch seine Männer in ganz Area verkünden lassen und gedroht, jeden bei Missachtung einzusperren oder zu töten.

Falcus aber ließ sich nicht beirren. »Versteht doch unseren Kummer. Ihr selbst habt ein Weib, um das Ihr Euch sorgt. Das Herz eines einfachen Mannes liebt ebenso wie das eines Herrschers.«

Lord Tariks Augen verengten sich, bis sie kaum mehr waren als bloße Schlitze. Er fixierte Falcus auf bedrohliche Weise. »Du wagst es also tatsächlich und brichst meine Gesetze sogar in meiner Gegenwart«, stellte er trocken fest.

»Bitte, Herr ...«, Wim war vor seinen Freund gesprungen, der ihn jedoch an Länge weit überragte. »Er weiß nicht, was er sagt. Der Hunger lässt ihn wirr reden und raubt ihm den Verstand.«

Monrak, der Rappe des Lords, setzte sich in Bewegung, als wäre er selbst erzürnt über das, was er hier sah und hörte. Ungeduldig schlug er dabei mit dem Kopf und kaute auf seinem Gebissstück herum. Schaum lief aus seinem Mund.

»Nie wieder wirst du den Namen meiner Gemahlin in den Mund nehmen, du Wurm.«

»Ich werde selbst dafür sorgen«, versprach Wim, als er die große Hand von Falcus auf seiner Schulter spürte. Dieser schob ihn zur Seite, als wäre er bloß ein schwächtiges Kind.

»Ich hatte nicht Böses im Sinn, mein Lord. Wir sind hier, um Euch anzuflehen – in demütigster Haltung.« Er ging auf die Knie. »Lasst nicht zu, dass auch unsere Frauen erkranken. Lady Miriam würde das nicht wollen. Sie hat ein gütiges Herz ...«

Der Atem des Herrschers ging immer schneller. Sein Brustkorb hob und senkte sich, während er die Luft zwischen seinen aufeinandergepressten Zähnen einsog und wieder ausstieß. Speichel speiend schrie er plötzlich: »Ich will nichts mehr hören!«

Mit einem Mal begann der Boden zu vibrieren. Wim sah, wie die Steine der Brücke zu tanzen begannen. Lücken taten sich dazwischen auf, in denen die weißen Flocken des Neuschnees versanken.

Die Hand des Lords schnellte nach vorn, wobei er die Finger krallenartig auf sein Gegenüber ausrichtete.

Falcus' Blick wurde plötzlich starr, ebenso seine Gliedmaßen, als wäre er von Kopf bis Fuß gefesselt.

Jetzt drehte der Herrscher die Hand.

Falcus' Füße verließen den festen Boden. Er schien nicht in der Lage, sich dagegen zu wehren. Seine Lippen öffneten sich. Er rang nach Luft.

Lord Tariks Blick war von tiefster Boshaftigkeit gezeichnet. Kein Fünkchen Mitleid war darin zu erkennen. »Ich habe dich gewarnt, doch du wolltest nicht hören.«

Falcus lief blau an im Gesicht. Die Adern auf seiner Stirn traten hervor. Seine Füße zuckten umher.

»Ich werde dafür sorgen, dass du meine Worte niemals mehr vergisst.«

Mit dem bloßen Ruck seiner Hand schleuderte Lord Tarik Fal-

cus weit nach hinten. Der Hüne prallte hart auf und blieb auf dem Rücken liegen. Japsend versuchte er zu atmen.

Sofort stürmte Wim auf ihn zu. »Falcus!«, rief er. Sein Freund lebte. Wims Erleichterung darüber wich jedoch sogleich einer brennenden Wut, als er merkte, dass Falcus nicht auf ihn reagierte. Er schnellte herum und schrie gegen den Schneesturm an: »Was habt Ihr mit ihm gemacht?«

»Ich habe ihm eine Lektion erteilt.« Lord Tarik wendete seinen Hengst und ritt zurück Richtung Burghof. »Verschwindet von meiner Brücke und kommt nicht mehr zurück.«

Fassungslos sah Wim ihm nach. Ein Beben erfasste seinen Körper. All das Leid, das Pago seit Langem ertrug, schien vor seinem inneren Auge an ihm vorbeizuziehen. Was musste noch geschehen? Wann sah der Lord endlich ein, dass dieser Weg der falsche war? Mussten erst ihre Frauen und Kinder sterben?

»Es stimmt, was man sich erzählt«, rief er. »Euer Herz ist kalt wie das Eis, welches das Land überzieht. Ihr seid wahrlich ein Monstrum geworden!«

Das Pferd des Lords hielt abrupt an.

Wim wusste in dem Moment, dass er einen großen Fehler begangen hatte. Und auch, dass dieser nicht mehr gutzumachen war. Alles, was als Nächstes geschah, nahm er in einer Art Zeitlupe wahr.

Lord Tarik sprang von seinem Pferd, das Gesicht vor Zorn verzogen. Während er auf Wim zurannte, zog er sein Schwert aus der Scheide.

Wim konnte den Blick nicht davon nehmen. Er hatte bereits viel von diesem magischen Schwert gehört. Jetzt sah er sein rotes Glühen zum ersten Mal mit eigenen Augen.

»Nein!« Es war Justor, der ein langgezogenes Schreien ausstieß. Es wurde noch übertönt von einem schrillen Kreischen.

Wim wandte den Blick. Nuria! Sein Herz sank ein Stück tiefer,

als er seine kleine Tochter hinter sich sah. Er lief rückwärts und breitete schützend die Arme aus. Im nächsten Augenblick wurde er von der Faust des Lords am Kragen gepackt. Wim fühlte sich dabei wie ein bloßes Blatt im Wind. Der Herrscher war stark wie zehn Männer und zwang ihn mühelos auf die Knie. »Du hast dein Schicksal eben selbst besiegelt. Ich werde dafür sorgen, dass du das Ungeheuer in mir nicht mehr sehen musst.«

Lord Tarik führte sein Schwert quer vor Wims Augen. Das grelle Leuchten nahm jetzt noch weiter zu, bis alles um die Klinge herum seine Umrisse verlor. Es war das Letzte, was Wim jemals sah. Er hörte sich selbst schreien. Die Hitze, die von dem Stahl ausging, begann seine Augen zu kochen. Die Welt um ihn herum bestand nur noch aus Schmerz. Etwas Flüssiges trat aus seinen Augenhöhlen und lief ihm über die Wangen. Erst jetzt lockerte sich die Faust des Lords.

Wim fiel zurück. Er konnte nicht aufhören zu schreien. Suchend betastete er sein Gesicht. Doch dort, wo eben noch seine Augen gewesen waren, griff er nun in zwei leere Höhlen.

Ein Mann! Er kommt ins Dorf.«

Justor hörte den Ruf vom Krankenbett seines Vaters aus, um das halb Pago versammelt war. Wim ging es schlecht. Sein verbundener Kopf ruckte hin und her. »Bring mich hinaus, Sohn«, verlangte er in altem Pflichtbewusstsein.

»Schon gut, Vater. Ich werde gehen.« Justor war gewarnt. Nur selten kam Besuch hierher. Es musste einen Grund dafür geben, und gute Nachrichten erreichten sie schon lange nicht mehr.

Außerhalb der großen Halle blickte er den Waldweg entlang. Der schwarze Punkt näherte sich nur langsam. Mehr stolpernd als laufend, kämpfte der Fremde sich durch den Schnee. Justor gab zwei Männern ein knappes Zeichen mit dem Kinn. Sofort rannten sie dem entkräfteten Mann entgegen und legten ihm die

Arme um die Schultern. Als sie ihn über die Schwelle der Halle trugen, schleiften seine Füße nur noch über den Boden.

Nach einem stärkenden Trunk sprach Justor ihn an. »Ich bin der Sohn des Dorfvogts. Wer bist du?«

»Mein Name tut nichts zur Sache. Ich habe Wichtigeres zu berichten«, krächzte er.

Justors Herz krampfte sich zusammen, während er bemüht war, Haltung zu bewahren. Was gab es nach der Verstümmelung seines Vaters und dem Verschwinden seiner Mutter noch zu erwarten?

»Ich bringe euch eine Nachricht, die ... die alles zu verändern mag«, verkündete er heiser. »Sie betrifft jeden Einzelnen unter euch.«

»Sprich weiter!«

»Niemand weiß, warum, doch man erzählt es sich mittlerweile in ganz Area. Es gibt offenbar einen Weg, um an unsere alten Kräfte zu kommen.«

»Was sagst du da? Wie?«

»Die Mauern von Griseo ...« Er hustete trocken. »Es heißt, dass man seine Magie zurückerhält, sobald man die Burg betritt.«

Justor spürte, wie er die Augen aufriss. Sein Atem stockte. Er konnte nicht verhindern, dass vor seinem inneren Auge eine einzelne rote Kerze erschien. Sie war zu einem Sinnbild geworden für eine gewisse Nacht, die er nie im Leben vergessen würde. »Wie sicher bist du dir, Fremder?«

Der Mann packte Justor mit der Faust am Kragen. Mit letzter Kraft zog er ihn näher an sich heran. »So sicher, wie die verdammte Kälte mich schon drei meiner Zehen gekostet hat.« Er fiel zurück, seine Augen schlossen sich.

Justor fürchtete schon, der Fremde hätte das letzte bisschen Leben ausgehaucht, da flüsterte er: »Wir haben wieder Hoffnung. Das Geheimnis von Griseo ... Es wird die Gabe des Winters genannt.«

Teil I

Pago

Schnee

1

Das Licht schien in einem schmalen Streifen durch die geschlossenen Fensterläden.

Nuria blinzelte. Ein Strahl hatte in diesem Moment ihr rechtes Augenlid erreicht und ließ das Blut darin rot leuchten. Ihre Hand fuhr hoch, als führte sie ein Eigenleben, und fing das Licht ab. Da begann ihr Herz wie wild zu schlagen, denn sie begriff, was sie da sah. Hoffnung keimte in ihr auf. War es etwa vorbei? Sie konnte sich nicht erinnern, wann die Sonne sich das letzte Mal gegen die schneebepackten grauen Wolken über Pago durchgesetzt hatte.

Mit einer ausladenden Bewegung schlug sie ihre grobe Decke zur Seite. Sofort strich ein überraschend warmer Luftzug über ihren Körper. Die viele Kleidung, die sie beim Schlafen stets trug, und in der sie für gewöhnlich dennoch froh, ließ sie plötzlich schwitzen. Nuria hauchte in die Luft, um einen letzten Beweis einzufordern. Tatsächlich! Kein weißes Wölkchen war zu sehen. So schnell sie konnte, krabbelte sie über den Holzboden der Zwischendecke, die so niedrig war, dass man hier nicht stehen konnte. Getrieben von der Hoffnung, dass es wirklich wahr sein könnte, ignorierte sie die Leiter. Nuria sprang, kam auf den Bodendielen auf und hielt mehr stolpernd als gehend auf die Tür ihrer Hütte zu. Kurz davor jedoch blieb sie stehen. Ihr Mund war vor Aufregung trocken. Sie hatte die Hand schon Richtung Klinke erhoben, da schloss sie die Augen und flüsterte: »Lass es

vorbei sein. Kein Weiß. Bitte kein Weiß!« Es war ein Stoßgebet zu einem der vielen Götter, an die sie schon lange nicht mehr glaubte.

Sie öffnete die Augen und gleichzeitig die Tür. Das Erste, was sie sah, war ein blauer Himmel. Zittrig sog sie den Atem ein. Tränen der Freude stiegen ihr in die Augen. Sie blinzelte sie weg und fühlte, wie eine warme Brise ihr die Wangen streichelte. Fassunglos vor Glück betrachtete sie den wundervollen Verlauf des Kobaltblaus im Zenit hin zum Lichtblau am Horizont. Es dauerte, bis sie sich daran sattgesehen hatte. Erst dann erlaubte sie sich einen Blick auf Pago. Viele, sehr viele Jahre hatte sie es so nicht mehr gesehen.

Ihr Heimatdorf schmiegte sich friedlich in die grasbewachsene Senke des Waldes. Es endete am Fluss Lacus, dessen Oberfläche silbrig in der Sonne glitzerte. Zwei Männern ließen gerade ihre Fischernetze ins Wasser gleiten. Schmetterlinge tanzten über die satten Weiden hinweg, auf denen Kühe mit langem braunem Fell grasten.

Nuria sog die Luft ein, als wäre sie Nahrung. Unzählige Düfte vereinten sich darin. Alle gehörten sie zum Sommer. Der Schnee war endlich vorbei. Nun konnte sie alles Leid vergessen. Ein spontaner Gedanke ließ Nuria laut lachen. Wie schön musste es sein, mal wieder Gras unter den nackten Sohlen zu spüren? Nacheinander trat sie sich die harten Lederstiefel von den Füßen und zog die löchrigen Strümpfe aus. Mit einem Satz sprang sie vom Vorbau ihrer Hütte auf die Wiese. Doch statt im Gras zu landen, fiel sie plötzlich tief. Ihre Arme schnellten vor, als könnte sie sich irgendwo festhalten. Schlagartig war sie wach.

Das sonnenbeschienene Pago war verschwunden. Nuria wurde augenblicklich das Herz schwer. Es war nur ein Traum gewesen. Vor ihren Augen befanden sich die gebogenen Dachlatten ihrer

Hütte. Ihr Atem ging noch immer schnell von dem vermeintlichen Fall. Auf diese Weise aufzuwachen war einfach schrecklich. Stoßweise entließ ihr Mund die vertrauten Wölkchen. Sie fror.

Nuria wagte es zunächst bloß, die Finger unter ihrer Decke hervorstrecken. Zitternd tastete sie nach etwas Weichem und fand es neben sich. »Nun gut. Auf drei«, setzte sie sich selbst die Frist und zählte. »Eins. Zwei. Drei.« Blitzartig richtete sie sich auf und zog sich ihr wollenes Kleid über den Kopf, unter dem sich Hemd und Hose verbargen. Die Dorfordnung schrieb Kleider für Frauen vor. Leider! Es war nicht so, dass Nuria Kleider hasste. Eher hasste sie das, was man damit verband. Frauen sollten hübsch sein, angepasst, gemäßigt. Ihre Kleidung musste daher mehr schmückende Zwecke erfüllen denn praktische. Noch nie hatte Nuria bloß schön sein wollen!

Ihr Zittern ließ nach. Jetzt legte sie sich den Kapuzenumhang über die Schultern und schloss die Kordel eng an ihrem Hals. Die Bilder ihres Traums hingen ihr nach. Noch immer meinte sie, den Duft der Wiesengräser in der Nase zu haben. Was würde sie dafür geben, endlich mal wieder im warmen Lacus zu baden? Daran erinnert zu werden, dass dies seit Jahren unmöglich war, schmerzte. Und doch war Nuria auf eine seltsame Weise auch dankbar für ihren Traum. Wenn es sonst keinen Weg mehr gab, die alte Zeit zu erleben, dann wenigstens so.

Mit steifen Gliedern krabbelte Nuria den Spitzboden entlang. Die morsche Leiter knarrte unheilvoll unter ihrem Gewicht, was sie wieder daran erinnerte, dass einige Sprossen dringend ausgewechselt werden mussten. Schon längst hatte sie das tun wollen, aber die Beschaffung von Nahrung hatte stets den Vorrang. Sie griff nach ihrer Ledertasche und schlüpfte hüpfend in ihre Stiefel. Dann hielt sie auf die Tür zu. Das wundervolle Sommergefühl hatte sie noch nicht ganz abgeschüttelt. Hoffnung allerdings hatte sie keine. Mit der Gewissheit, gleich das übliche Bild

zu sehen, versetzte sie dem Türholz einen groben Stoß. Krachend schlug es gegen die Hüttenwand.

Nuria blickte in ein Meer aus über Nacht gefallenem Schneeflocken. Wie eine Decke hatten sie sich über alles gelegt und gaben die Umrisse Pagos darunter in weichen Kurven wieder. Der ewige Schnee war nicht geschmolzen. Es war klirrend kalt, und das Dorf war starr vor Eis wie immer. Nuria entließ geräuschvoll den unwillkürlich angehaltenen Atem. Sie war nun doch enttäuscht, aber nicht überrascht. Das eintönige Grau und Weiß begleitete sie schließlich schon fast zehn Jahre lang. Farben gab es nur noch selten, denn das Land und seine Bewohner passten sich den Gegebenheiten an. Tiere bekamen weißes Fell und weiße Federn, Menschen weiße Haut und weißes Haar. Ihr eigenes Haar war bereits vom Scheitel bis zu den Spitzen von dem einstigen Kastanienbraun befreit. Nuria legte es sich auf die linke Schulter und begann es locker zu flechten. Dabei ließ sie den Blick weiter schweifen.

Schon eine ganze Weile hatte sie sich die eigentümlichen Behausungen des Dorfes nicht mehr genau angesehen. Warum sie es heute tat, wusste sie nicht. Die spezielle Form erinnerte sie an Schiffe, die man zur Hälfte in den Boden gerammt hatte. Pagos Hütten waren nicht immer so gewesen. Die Anpassung an die Schneemassen durch nach außen gewölbte Dächer hatte erst stattgefunden, nachdem die ersten Behausungen unter der Last eingestürzt waren. Sogar Tote hatte es gegeben. Der Entschluss, alle Hütten abzureißen und neu zu errichten, war ein Schock gewesen, glich es doch einem Sich-Abfinden, dass der Schnee nie wieder weichen würde.

Nuria warf ihren Zopf energisch nach hinten, als könnte sie so die düsteren Erinnerungen vertreiben. Gerade hatte sie sich ihre große Kapuze über den Kopf geschlagen, da erblickte sie Tuuli, die soeben ihre Hütte verließ und zu ihr hochsah. Ihre Freun-

din und Schwägerin war leicht an ihrem langen Pferdeschwanz zu erkennen, der neben dem unvermeidlichen Weiß eine letzte daumendicke Strähne in Schwarz aufwies. Nuria winkte und griff nach dem langen Messer, das sie über Nacht in das Holz der Hütte geschlagen hatte. Mit einem Ruck war ihr Werkzeug frei. Es verschwand hinter dem ledernen Gürtel, der ihr wollenes Kleid in der Mitte zusammenhielt.

Auf dem Weg nach unten reichte der weiße Pulverschnee Nuria fast bis zu den Knien. Trotz der zwei Paar Wollsocken drang die Kälte schon vor auf ihre Haut. Sie war auf halber Strecke zur Halle angelangt, da gesellte sie sich zu Tuuli, die auf sie gewartet hatte.

Ihre Schwägerin hakte sich bei ihr unter. »Na? Bereit für deinen großen Tag morgen?«

Nuria setzte einen vielsagenden Blick auf. »Noch nicht ganz.« Sie sah hinauf zum Wald, der sich weit über die bergigen Ebenen in der Ferne zog. Dort lag das Ziel ihres heutigen Weges.

Tuuli verstand. »Du gehst wieder dorthin?«

»Wie immer, wenn etwas Wichtiges ansteht und ich Zuspruch brauche.« Nuria zwinkerte ihr zu. »Offiziell suche ich natürlich etwas für unser Abendessen.«

»Du bist wirklich anders. Ich würde mich zu Tode fürchten allein im Wald. Der Weg dorthin ist weit und beschwerlich.«

»Ich scheue die Mühe nicht«, gab Nuria zurück. »Aber zuerst muss es mir gelingen, nicht von *ihm* entdeckt und ausgefragt zu werden.«

Tuuli lachte. »... was wahrscheinlich die schwierigere Aufgabe ist.«

Suchend reckte Nuria den Hals und sah sich um. »Ich kann ihn bislang nirgends entdecken. Wenn ich Glück habe, ist er bereits mit den anderen Männern in der Halle, und ich schaffe es, mich heimlich davonzustehlen.«

»An dir ist wahrlich ein Mann verloren gegangen, Nuria.«

»Danke schön«, antwortete sie grinsend.

»Das war sicher kein Kompliment, sondern eine bloße Tatsache. Welche Frau wünscht sich schon, am Thing teilzunehmen? Was ist, wenn der Lord dieses Jahr tatsächlich erscheint? Hast du keine Angst vor ihm, nach dem, was er deinem Vater ange-tan hat?«

»Vielleicht ein bisschen. Aber meine Hoffnung überwiegt.«

Tuuli schüttelte belustigt den Kopf. »Ich höre Justor aus deinen Worten, weißt du das?«

Während sie auf den Dorfplatz zuhielten, schweiften Nurias Gedanken ab. Jedes der vier Thingfeste im Jahr war ein besonderes Ereignis und gehörte zur einzigen Abwechslung, die es im tristen Dorfleben gab. Die Bedeutung des Things hatte sich über die Zeit allerdings verändert. Heute bezeichnete dieser Tag die Einleitung einer neuen Jahreszeit, von denen drei nur noch in der Erinnerung existierten. Vor dem Großen Schnee hatte der Thing als Gerichtstag gedient. Es war ein Freudenfest gewesen, an dem alle Männer im Land ihre Eidsprüche erneuerten und schworen, ihrem Herrscher zu dienen. Lord Tarik versprach seinen Untertanen im Gegenzug, sie zu schützen. Seit fast zehn Jahren jedoch war der Lord nicht mehr gekommen. Die Menschen aber hielten eisern an ihrer Tradition fest. Bereits Tage vorher machten sich alle in Pago gegenseitig Mut. Sicher würde Lord Tarik dieses Jahr erscheinen und ihrem Leid ein Ende setzen.

So oder so war dieser Thing für Nuria besonders. Denn nach jahrelangem Flehen und Bitten, und obwohl Frauen dem Fest für gewöhnlich nicht beiwohnten, hatte ihr Vater es ihr endlich erlaubt mitzukommen.

Die beiden Frauen erreichten den Hauptweg zwischen Wald und Halle. Hier ging es leichter voran, denn Falcus schaufelte täglich den Schnee zur Seite.

Der Hüne nickte ihnen kurz zu. Tuuli grüßte mit einem Lächeln zurück. »Guten Morgen, Falcus.«

Nuria dachte bei sich, dass seine Miene so ausdruckslos wie eh und je war. Doch nein, sie war es erst seit jenem schrecklichen Tag, da er auf Lord Tarik getroffen war, verbesserte Nuria sich selbst und spürte sogleich wieder die Todesangst, die sie als Kind damals überkommen hatte. Die grollende Stimme des Herrschers war plötzlich in ihrem Kopf, als rief er ihr zu, sie sei die Nächste. Unwillkürlich bohrte Nuria die Fingernägel in die Handflächen und hielt die Luft an. Dabei zwang sie sich, die Gedanken an jenen Moment wieder dorthin zu verdrängen, wo sie hergekommen waren. Im Flüsterton fragte sie: »Offenbar keine Veränderung bei Falcus, was?«

»Wenn du mit Veränderung Verbesserung meinst, dann wohl eher nicht. Der Trübsinn hat ihn fest im Griff. Selbst der anstehende Thing kann offenbar daran nichts ändern.«

Nuria sah verstohlen zu dem Hünen. Beinahe müde schulterte er jetzt seine Holzschaufel und trottete von dannen. »Es scheint, als hätte Lord Tarik ihm damals einfach den Lebensmut genommen.«

»Tag für Tag in tiefer Traurigkeit«, fasste Tuuli zusammen. »Fraglich, ob das überhaupt noch ein Leben ist.«

Nuria ließ den letzten Satz ihrer Freundin so stehen und verschwieg, dass der Anblick von Falcus sie tatsächlich kurz zweifeln ließ, ob sie zum Thing gehen sollte. Er war wie ein lebender Toter. Was, wenn Lord Tarik das Gleiche mit ihr anstellte? Wieder wallte die nackte Angst in ihr hoch. Wieder musste Nuria sie mit Gewalt niederdrücken.

Die Frauen blieben vor der großen Halle stehen. Hier würden sich ihre Wege heute trennen.

»Pass auf dich auf«, beschwor Tuuli Nuria.

»Wir sehen uns heute Abend am Feuer.« Nuria blickte sich

nochmals um. Justor war nirgends zu sehen. Hastig schlug sie den Weg Richtung Wald ein. Sie hatte schon die Brücke erreicht, die sich über den Lacus spannte. Beinahe wagte sie sich zu freuen, da hörte sie es plötzlich hinter sich rufen.

»Du gehst allein?«

Sie blieb stehen. Schloss die Augen. Biss die Zähne zusammen. Schon wieder hatte Justor ihr Fortgehen bemerkt. Ihr kam es fast so vor, als flüsterte eine Stimme es ihm zu, sobald sie seine Nähe verließ. Langsam drehte sie sich um. Ihr Bruder kam ihr entgegen, das halblange weiße Haar trotz der Kälte verschwitzt. Er trug keinen Mantel, nur ein schmutziges Hemd mit gerafften Ärmeln. Seine Handgelenke waren mit Lederbändern umwickelt. Die Axt hielt er noch in der Faust. Wie es schien, hatte er an diesem frühen Morgen schon eine Menge Feuerholz gespalten.

»Wo genau gehst du heute hin?«

Um ihm auszuweichen, verhalf Nuria sich mit Spitzfindigkeiten. »Ich verrate meine Fundstellen nicht, wie du weißt. Ich habe einen Ruf zu verlieren.«

Ihr Bruder nickte, als hätte er erwartet, keine Antwort zu bekommen. Dabei sah er sie auf eine Weise an, die ihr verriet, dass er nicht zufrieden war. »Ich mag es nicht, wenn du gehst, ohne Bescheid zu sagen.«

»Ich bin erwachsen, Justor.«

Er ignorierte ihre Entgegnung. »Und auch nicht, wenn du alleine gehst.«

»Ich weiß.« Sie lächelte ihn warm an.

»Warum kannst du nicht im Dorf bleiben, wie die anderen Frauen auch?«

»Kennst du die Antwort nicht bereits? Ein solches Leben ist nichts für mich. Niemand weiß das besser als du.«

Er verzog unwillig den Mund. »Vater hat aber schon einen

Sohn. Was ist für dich so schlimm daran, die Rolle der Tochter einzunehmen?«

»Nichts. Solange ich eine freie Tochter sein darf.«

»Wie kann man so stur sein?«, entgegnete er wütend. »Wenn ich erst Oberhaupt von Pago bin, werde ich dir verbieten zu gehen.«

»Das können wir uns gar nicht erlauben«, gab sie unbeeindruckt zurück. »Schließlich bin ich die erfolgreichste Sucherin des Dorfes, wie du weißt.«

»Ja, leider.« Es klang, als hätte er auf etwas Übelschmeckendes gebissen. Dann wurde sein Ausdruck etwas weicher. »Schließe dich wenigstens anderen an, wenn du schon auf Nahrungssuche gehen willst. Ich bitte dich, Nuria.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir sind erfolgreicher, wenn wir gleichzeitig an verschiedenen Orten suchen.«

»Sind dir meine Wünsche so gleichgültig?«

»Nein«, versicherte sie so glaubwürdig, wie sie konnte. »Aber würde ich mich an alles halten, was du dir von mir wünschst, wäre es mir kaum möglich, des Morgens den Spitzboden meiner Hütte zu verlassen.«

»Bin ich wirklich so schlimm?«

Nuria kam lächelnd auf ihn zu, sah zu ihm auf und legte ihm eine Hand an die Wange. Er ließ es geschehen und schloss die Augen für eine Sekunde, wenngleich er sich damit auf eine Weise verletzlich zeigte, die ihm nicht ähnlich sah. Nuria brauchte keine Worte. Mit ihrer Geste allein sagte sie all das, was sie an Liebe für ihren Bruder fühlte. Ja, manchmal beschützte er sie zu sehr. Ganz besonders seit jenem Tag vor fast zehn Jahren. Justor meinte es nur gut, und deshalb verzieh sie ihm.

»Nimm wenigstens Amadee mit.«

»Wird er denn heute nicht gebraucht?«

»Nein. Die Vorbereitungen zum Thing zwingen uns in die Halle.«

Nuria sah zu dem gutmütigen Kaltblut hinüber, dessen einst braunes Fell immer größer werdende weiße Flecken aufwies. Die Mähne war mittlerweile gestreift, was hübsch aussah, wie Nuria fand. Gemeinsam mit Justor erreichte sie das Gatter, wo Amadee schon darauf zu warten schien, dass ihn jemand herausholte. Leise schnaubte er und ließ die Nüstern beben.

Nuria strich dem Pferd über das warme Fell. Irgendwann würde das Braun ganz verschwunden sein. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, was wohl danach geschehen würde ... wenn jede Farbe im Land vertrieben war.

Justor klopfte ihm den starken Hals. Dann packte er Nurias angewinkelten Unterschenkel und hob sie mit Leichtigkeit auf den breiten Rücken des Wallachs. »Sei weit vor der Dunkelheit zurück und verlasse nicht die bekannten Wege. Du weißt, wie schnell man im Zwielficht bei all dem Weiß die Orientierung verliert. Lass dich nicht davon blenden, dass es gerade nicht schneit. Das Wetter könnte jederzeit umschlagen, hörst du?«

Nuria zog eine Augenbraue hoch.

Er lächelte schief und trat einen Schritt zurück. Dabei hob er die Hände. »Ich bitte dich bloß darum. Du musst es natürlich nicht tun. Jedenfalls *noch* nicht.«

Sie verstand seine Anspielung. Manchmal graute es ihr regelrecht vor dem Tag, da Justor das Amt ihres Vaters übernahm. »Ich werde aufpassen.« Sie kehrte ihm und Pago den Rücken, indem sie Amadee durch bloßen Schenkeldruck über die Brücke trieb. Ein Zaumzeug brauchte der Wallach nicht, nur ein Seil, das stets locker um seinen breiten Hals geknotet war und mehr dem Festhalten seines Reiters diente.

Der Waldweg lag unbetreten vor ihnen. Kraftvoll schritt Amadee voran und ließ die riesigen, behangenen Hufe durch den Schnee pflügen. Schon bald verstummten alle Geräusche des Dorfes. Im Wald selbst schien es, als würde jeder Laut vom Win-

terweiß geschluckt. Zurück blieb eine unwirkliche Stille, in der das Knirschen der Hufe im Schnee laut anmutete. Es ließ eine Schar leichtfüßiger Rehe davonstieben. Sie verschwanden zwischen kegelförmigen Tannen, deren Nadeln bis zu ihren Spitzen in weiße Eisblumen gehüllt waren.

Sehnsüchtig sah Nuria den Tieren nach. Alles wäre einfacher, dürften sie jagen. Das Gehölz war voller Klein- und Großwild. Selbst in diesem Augenblick hoppelten rechts und links von ihr ein paar flauschige Hasen den Weg entlang. Sie zeigten keinerlei Scheu. Wahrscheinlich wussten sie, dass sie von ihr nichts zu befürchten hatten. Nuria spürte ein Zucken in ihren Fingern. Zu gern hätte sie ihr Messer geworfen. Doch nach dem Erlegen eines Tiers hätte sie es sich ebenso gut gleich ins Herz rammen können. Das Jagen war ein Vorrecht Lord Tariks und wurde mit aller Härte bestraft. Zu Anfang des Großen Schnees war es immer wieder zu unerwarteten Kontrollen durch die Gesichtslosen gekommen. Gnadenlos hatten sie jeden Mann, jede Frau und jedes Kind mit sich genommen und in einen eisigen Kerker auf Griseo gesperrt. Eine einzige Wachtel zu fangen reichte schon aus. Seither nahmen die Sucher Pagos ausnahmslos vorlieb mit Rinden und Wurzeln, manchmal auch mit Beeren und Pilzen. Alles zu Eis gefroren und nicht gerade köstlich, doch zumindest war es möglich, davon zu überleben.

Nuria verließ den Weg und lenkte Amadee unter das geschützte Dach der hohen Baumkronen. Hier, wo die Schneedecke weniger dick war und der Wind sich an den massiven Baumstämmen brach, war das Vorankommen leichter. Unmittelbar vor ihren Augen konnte ein Ast das Gewicht nicht mehr tragen. In einem Stück ließ er seine weiße Last fallen. Noch in der Luft löste sie sich in eine Art feinen Nebel auf und rieselte geräuschlos zu Boden.

Nurias geübtes Auge bemerkte, was die Zeit mit dem Wald ge-

tan hatte. Rote und gelbe Blätter prangten ihr entgegen. Es war Spätherbst geworden – während der Kindheit ihre liebste Jahreszeit. Wie von selbst glitten ihre Erinnerungen dorthin zurück. Nuria sah plötzlich das goldene Licht der Sonne und meinte sie warm auf ihrer Haut zu spüren. Sie hörte wieder das helle Lachen ihrer Freunde, die barfuß zwischen den knorrigen Apfel-, Nuß- und Birnbäumen Fangen spielten, während die Mütter die Früchte ernteten. Edith, schon damals eine uralte Frau, hatte es gefallen, die Kinder zum Lachen zu bringen. Mit ihrer Magie ließ sie Äpfel in der Luft tanzen. Nuria lächelte traurig. Edith hatte den Großen Schnee nicht überlebt.

Die blasse Sonne hinter den Wolken war bereits ein gutes Stück gewandert, seit sie Pago verlassen und den Weg hinauf zur Hügelkette erklommen hatten. Ein Kraftakt für den Wallach. Dampf stieg aus seinem Fell empor und entfloh in die kalte Luft. Dabei verströmte sein Körper wohlige Wärme, die auf Nuria übergriff. Der bloße Gedanke, gleich seinen Rücken zu verlassen, ließ sie frösteln. Denn hier oben blies der Wind um einiges stärker als unten im Wald.

Ein leichtes Ziehen am Strick reichte aus, und Amadee blieb stehen. Vor Nuria lag das Ziel ihres Ritts. Kurz verharnte sie, betrachtete den windschiefen Zaun und die scheinbar willkürlich platzierten Findlinge. Der Friedhof Pagos wurde schon lange nicht mehr gepflegt. Das Wohl der Lebenden nahm so viel Kraft in Anspruch, dass die Toten das Nachsehen hatten.

Unwillig glitt Nuria von Amadees Rücken. Der Wallach begann sofort, sich das juckende Fell an der schroffen Rinde eines Baums zu schubbern. Danach senkte er den Kopf und schubste mit der Oberlippe den Schnee zur Seite. Tatsächlich fand er darunter ein wenig Gras.

Nurias eiskalte Hand öffnete das Gatter, so weit es ging. Es klemmte und hing schief. Sie hatte keine Augen dafür. Unbeirrt

hielt sie auf jenen Findling zu, der ganz hinten lag. Ihre Finger berührten die graue Oberfläche des Steins, strichen darüber. Sie sank auf die Knie und schmiegte sich an das harte, kalte Denkmal, das so viel in ihr auslöste. »Ich bin wieder da!«

Ohne dass sie es verhindern konnte, stiegen Bilder in ihr auf. Nie würde sie vergessen, wann sie ihre Mutter das letzte Mal gesehen hatte. Es war kurz vor jener schrecklichen Nacht auf Griseos Brücke gewesen. Nuria verzog das Gesicht. Diese Zeit ihrer Kindheit hatte sie für immer geprägt. In Gedanken war sie jetzt wieder in dem Bett ihrer Eltern, in das sie oft heimlich geschlichen war. Etwas hatte sie aus ihrem leichten Schlaf geholt – wahrscheinlich der Hunger. Justor und ihre Mutter saßen allein um eine rote Kerze in der Dunkelheit und flüsterten. Immer wieder schüttelte ihr Bruder dabei verneinend den Kopf. Er sah erschrocken aus. Enia aber redete beharrlich auf ihn ein und hielt ihm währenddessen voller Liebe die Wangen. Nuria hatte zwar nicht hören können, worüber sie sprachen, aber was sie gesehen hatte, war eindeutig gewesen: Justor musste ihr einen Eid schwören. Hastig verlangte Enia von ihm, die entsprechenden Worte zu wiederholen. Daraufhin legte sie ihm einen Dolch in die Hand und zog ihn hindurch. Die Wunde bedeckte sie mit Asche, damit die Narbe sich später dunkel verfärbte und er seinen Schwur niemals vergaß. Kurz darauf warf sie sich einen Umhang über und verließ die Hütte ...

Nuria hatte ihre Mutter niemals wiedergesehen. Fast war ihre kleine Kinderseele an der Frage zerbrochen, warum sie sie verlassen hatte. Den Schnee und den Hunger konnte sie klaglos ertragen, nicht so die fehlende Wärme ihrer Mutter, die sie stets in den Armen gehalten hatte, bis sie schlief. Ganz Pago hatte damals nach ihr gesucht. Viele, viele Tage später fand sie ausgerechnet Justor. Er schwieg bis heute darüber, wie Mutter nach dieser langen Zeit im Schnee ausgesehen haben mochte. Statt-

dessen begrub er sie hier auf dem Friedhof ganz allein, um seiner kleinen Schwester den Anblick zu ersparen und weil Vater es ohne sein Augenlicht nicht mehr konnte. Ihr Bruder hatte sich in jener Nacht verändert. Mit einem Schlag war er vom Kind zum Mann geworden.

Auch Nuria traf irgendwann, Jahre später, für sich eine ähnliche Entscheidung. Sie würde nicht am Tod ihrer Mutter zerbrechen. Sie würde stark sein – und wenn der verdammte Schnee ewig währte! Hier an ihrem Grab konnte sie sich am besten daran erinnern.

Als ihr Körper bereits steif vor Kälte war, erhob sie sich wieder. Es war an der Zeit zu gehen. Schon jetzt vermisste sie diesen Ort, der ihr trotz aller Traurigkeit so viel Kraft gab. Hierherzukommen und ihren Erinnerungen nachzuhängen war alles, was sie ihrer Mutter noch näher brachte. Es erschien ihr wie ein Privileg, ein kostbares Gut, das sie mit niemandem teilen wollte. Deshalb suchte sie diesen Ort stets alleine auf.

Anders als sonst war es ihr heute gelungen, die Tränen zurückzuhalten. Was blieb, war der unbändige Hass auf Lord Tarik. Für Nuria war er der Mörder ihrer Mutter. Solange sie den Herrscher hasste, schien ein Stück von Enia in ihr noch lebendig zu sein. Mit einem Kuss auf den eiskalten Stein verabschiedete sie sich.

»Bis bald, Mutter. Halte morgen meine Hand und gib mir Kraft für den Thing. Lass sich alles wieder zum Guten wenden. Mach, dass der Schnee verschwindet.«

Amadee graste noch immer. Nuria lief zu ihm und schob die eiskalten Hände unter seine dichte Mähne, wo es wunderbar warm war. Nach einer Weile begannen ihre Finger zu kribbeln. Noch konnte sie sich nicht dazu entschließen, sie herauszuziehen, da wurde ihr die Entscheidung abgenommen.

Ein besonders heftiger Windstoß erfasste sie und ließ Amadees Schopf fliegen. Der Wallach hob den Kopf und starrte in